

Opera-Blues

Die Fahnen der Deutschen Oper flattern im nasskalten Berliner Januarwind. Dünner Verkehr rauscht über die regenfeuchte Bismarckallee. Aus der Eingangshalle fällt mattes Licht auf den Gehsteig. „Wegen Corona fallen sämtliche Vorstellungen aus“, steht auf einem Plakat an der Türe geschrieben. Drinnen schliesst Gülcan Günes den Staubsauger an der Steckdose an, wie sie es seit achtunddreissig Jahren jeden Abend macht, wenn sie Reinigungsdienst hat. Sie hat ihr dunkles, kräftiges Haar mit einem Tuch nach hinten gebunden. Nur eine widerspenstige Haarsträhne fällt auf ihre Stirne. Seit bald einem Jahr trägt sie eine Maske bei der Arbeit. Der Staubsauger summt seine monotone Melodie durch die leere Halle, während Gülcan die breite Bürste am Ende des Saugrohrs über die grauen Steinplatten schiebt.

Sie liebt ihre Arbeit, auch wenn es manchmal hart ist, kurz vor Mitternacht anzutreten, wenn die Besucher einer Oper auf dem Heimweg sind, die letzten Taxis mit den Fahrgästen losgefahren, die Sängerinnen und Sänger sich von einander verabschiedet haben und abgeholt werden, wenn die Musiker ihre Instrumente in schwarzen Koffern in die kalte Nacht hinaustragen. Die technischen Mitarbeiter löschen die Lichter bis auf die notwendige Beleuchtung für die Reinigung, die Garderobièren nehmen ihre Namensschilder von der Bluse, ziehen den letzten Mantel an, der noch am Kleiderständer hängt, spannen den Regenschirm auf, bevor sie in den Nieselregen hinaustreten und zur U-Bahn-Station gehen. Für Gülcan beginnt die Arbeit, wenn der Hausmeister die Türen schliesst und sich mit einem knappen „Schönen Abend noch!“ durch die Hintertüre davonmacht. Dann gehört die Deutsche Oper ihr und ihren Kolleginnen. Sie holen die Arbeitsgeräte aus dem Putzraum im Untergeschoss und machen sich mit den Reinigungswagen auf zu ihrer Etage. Sie sind zu dritt. Drei Frauen, Türkinnen. „Frauen putzen besser“, sagt Gülcan. „Und wenn eine Kollegin krank ist, oder eine andere Arbeit machen will, dann habe ich noch mehrere Kusinen auf der Warteliste.“ Gülcan ist die Chefin. Sie beginnt in der Eingangshalle. So war es, als noch Opern aufgeführt wurden, Konzerte gespielt, das Haus jeden Abend von Musik und dem Gemurmel der Gäste gefüllt war.

Seit bald einem Jahr beginnt ihre Arbeitszeit um acht Uhr. Es gibt nicht viel zu putzen. Auf dem Fussboden sind nur ein paar Spuren der Arbeiter, die tagsüber etwas reparieren oder von Schauspielerinnen und Regisseuren, die sich zu einer Probe trafen. „Was gibt es eigentlich zu proben,“ fragt sich Gülcan oft, „wenn es keine Aufführungen gibt?“ Aber das geht sie nichts an. Sie macht ihre Arbeit und die muss gemacht werden, ob nun viele Leute da waren oder wenige. Ein türkisches Lied summend zieht sie die Bürste über den Boden, Länge für Länge, schaut im Vorbeigehen, ob die Kleiderständer in der Garderobe noch schön ausgerichtet stehen, ordnet die Programmhefte, die seit Monaten unberührt auf dem Tresen liegen. Von draussen dringt das Rauschen des Abendverkehrs in die Halle. Ab und zu stoppt ein Paar unter einem Regenschirm vor den Fenstern und schaut ihr zu. Dann kommt sich Gülcan vor wie eine Schauspielerin auf der Bühne. Sie spielt ihre Rolle als Putzfrau in einem Stück, das „Heute keine Vorstellung“ heissen könnte. Der Gedanke bringt sie zum Lachen, doch schnell korrigiert sie sich. Lachen ist in diesem Stück nicht vorgesehen.

Am liebsten reinigt sie den Zuschauerraum. Sie geniesst es, durch die Reihen der gepolsterten Sessel zu gehen, über die grüngelben Sitzbezüge zu streichen, da und dort ein Programmheft oder ein Stück Papier einzusammeln, und dann in einer zweiten Runde mit dem Staubsauger den Teppich zwischen den Stuhlreihen zu saugen. Das macht sie auch jetzt, wo niemand auf dem Polster gesessen hat. Immer zwei Stühle sind mit weissen Stoffbändern markiert, die Gülcan im Vorbeigehen zurechtzupft. So wurde der Corona-bedingte Abstand zu den anderen Zuschauern sichergestellt, als noch mit einer begrenzten Anzahl Zuschauer gespielt werden konnte. Die Bänder sind immer noch da für den Fall, dass diese Spielpraxis wieder aufgenommen werden kann. Gülcan überlegt, wie lange das nun

schon her ist. Es kommt ihr vor wie eine Ewigkeit und sie glaubt schon fast nicht mehr daran, dass es wieder einmal einen normalen Spielbetrieb vor vollem Haus geben wird. Eine schmerzhaft Sehnsucht erfasst sie nach dem festlichen Gewusel und dem Klang der Musik, dem tosenden Schlussapplaus, den sie mitbekommt, wenn sie zu früh zur Arbeit erscheint.

Selber war sie noch nie in der Oper. Das sei nicht ihr Ding, sagt sie. Sie schaut gerne von der Bühne in den dunklen Zuschauerraum hinaus und hinauf zum ersten und zweiten Rang und stellt sich vor wie es wäre, wenn ihr von tausend Zuschauern Applaus entgegenbranden würde. Aber ihre Arbeit findet ohne Zuschauer statt und wird nicht mit Applaus belohnt.

Sie macht ihre Arbeit gerne. Wenn sie nach einem letzten Rundgang durch alle Räume geprüft hat, ob auf den Teppichen keine Fussspuren mehr zu sehen sind, die Toiletten sauber geputzt, die Spiegel schlierenfrei glänzen, die Stoffbänder auf den Sesseln ein gleichmässiges Muster ergeben, erfüllt sie Stolz auf ihre Arbeit und ihre Oper und sie macht einen kleinen Knicks vor dem imaginären Publikum, wie sie es von einer Sängerin nach dem Schlussapplaus gesehen hat. Zufrieden geht sie durch die schlafende Stadt nach Hause, in ihre Wohnung in Moabit. Ihre Arbeit ist gemacht, ob gespielt wurde oder nicht. Aber sie sehnt sich nach der Zeit, wenn wieder gespielt, gesungen, getanzt und applaudiert wird, Applaus, den sie auch ein bisschen für ihre Arbeit in Anspruch nimmt.